



Klemperer und Krauss, Französischlehrerausbildung und Romanistik und einige weitere vereinbare „Gegensätze“

Gerda Haßler

(Potsdam, MLS)

Veröffentlicht: 21. Dezember 2022

Abstract

The purpose of this article is to report on the training of teachers of French at Martin Luther University Halle-Wittenberg from 1971–1990. At the beginning of the seventies, the number of students was greatly increased, only to be reduced again. The development of the teaching department of French into the department of Romance Studies is described, taking into account the importance of the exchange with France.

Keywords/Schlüsselwörter

Romance Studies, Romanistik

1 Die Situation für Studienanfänger im Jahr 1971

In diesem Beitrag soll auf der Basis persönlicher Erfahrung der Autorin über die Ausbildung von Französischlehrern an der Martin-Luther-Universität Halle von 1971–1990 berichtet werden. Persönliche Erfahrung ist deshalb die Grundlage, da statistische Auswertungen, Lehrmaterialien und Ähnliches nicht mehr zur Verfügung stehen. Die zwei zu beschreibenden Jahrzehnte beginnen mit einem für die Hallenser Romanistik denkwürdigen Jahr. War die Zahl der Französisch Studierenden vorher sehr überschaubar, so stieg sie plötzlich 1971 um das Fünffache an und erreichte etwa 120 Studienanfänger, die in den Kombinationen Französisch/Deutsch, Französisch/Russisch und Deutsch/Französisch studierten. Der Grund für das plötzliche Anwachsen der Studierendenzahl war das Streben nach Anerkennung der DDR durch zahlreiche Staaten, das einen Bedarf an Fremdsprachenlehrern und Sprachkundigen nahelegte. Der Abschluss des darzustellenden Zeitraums wird durch den Umbruch gekennzeichnet, den das Ende der DDR auch für die Hallenser Romanistik darstellte. Zwar reichten die Erfahrungen der Autorin an der Hallenser Romanistik noch zwei Jahre weiter in die „Nachwendezeit“ hinein, das ist jedoch ein anderes Kapitel, über das hier nicht berichtet werden soll.

Zu dem Immatrikulationsjahrgang 1971 zu gehören war ein Privileg. Zwar funktionierte noch nicht alles optimal, neue Lehrkräfte mussten sich erst einarbeiten, aber man konnte sich wirklich wie in einem romanischen Seminar, an dem Forschung und Lehre zusammengehörten, fühlen. Das setzte natürlich voraus, dass man das auch wollte. Viele der Studierenden sahen die Bücher, die in den Regalen in den Lehrräumen standen, als etwas Exotisches an und fassten sie nicht an. Die Bibliothek der Romanistik war am Anfang noch in den Räumen, wo auch der Unterricht abgehalten wurde, und man konnte bis spät dort sitzen und lesen. Auch wenn man Bücher einfach über das Wochenende mit nach Hause nahm, hatte niemand etwas dagegen, es wurde wahrscheinlich gar nicht bemerkt. Im Sprachlabor standen die Dissertationen aus der Zeit von Karl Voretzsch (1867–1947), der bis 1935 in Halle gelehrt hatte, eine etwas merkwürdige Lektüre, die aber auch einen Blick in

die Geschichte der Sprachwissenschaft öffnete. Natürlich gab es jede Menge Literatur zur strukturellen Linguistik, die man lesen konnte, und Werke der französischen Literatur waren ebenfalls gleich zur Hand. Nach zwei Jahren wurde die Bibliothek in ein anderes Gebäude geräumt, dort ging es geordneter zu, man konnte jedoch bei der Bibliothekarin auch alles ausleihen.

In der Lehre spielte allerdings diese Lektüre eine kaum wahrnehmbare Rolle. Die Veranstaltungen zur Sprachpraxis überwogen, sie waren in *langue écrite* und *langue parlée* unterteilt und bestanden am Anfang im Nachsprechen von Äußerungen aus Dialogen, die mit *explications globales* und *explications détaillées* verbunden waren, die auch nachzusprechen und weitgehend auswendig zu lernen waren. Dies beruhte auf einer Methode, nach der situationsbezogene Äußerungen durch Übungen zu festigen waren, um nachher in vergleichbaren Situationen verwendet und modifiziert zu werden. Die Inhalte der zu wiederholenden Dialoge bestanden im Besuch einer französischen Gewerkschaftsdelegation in der DDR, die durch verschiedene gesellschaftliche und private Anlässe geführt wurde. Zwar war schon zu bemerken, dass einige der dabei auftretenden Reaktionen typisch französisch waren, worauf die Lehrkräfte auch mitunter hinwiesen, Elemente der Landeskunde oder der Kultur Frankreichs spielten dabei aber kaum eine Rolle. Dafür gab es Lehrveranstaltungen zur Landeskunde, in denen elementare Kenntnisse zur Geographie und Geschichte Frankreichs vermittelt wurden. Eine wichtige Grundlage war dafür das Buch *Frankreich: ein historischer Abriss* von Heinz Köller und Bernhard Töpfer, das eher für ein populärwissenschaftliches Publikum geschrieben war. Daneben gab es natürlich auch Veranstaltungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft, die in den folgenden Abschnitten behandelt werden sollen.

Wahrscheinlich stellt sich dem Leser automatisch die Frage, wie eine solche Sprachvermittlung eine Beziehung der Studierenden zu Frankreich und der französischen Sprache herstellen konnte. Das gelang dank des Engagements der Lehrenden, die überwiegend Muttersprachler waren, trotz der ungünstigen Materialien. Die Studierenden konnten sich an sprachlichen Vorbildern orientieren und erlangten bis zum Ende ihres Studiums in der Regel ein sehr gutes Sprachniveau, das vielfach über dem heutiger Absolventen lag. Die relativ hohe Zahl an muttersprachlichen Lehrern hing auch damit zusammen, dass bereits vor der deutlichen Erhöhung der Studierendenzahlen Intensivkurse für Französisch durchgeführt wurden, wofür Muttersprachler eingestellt wurden. Einige von ihnen hatten in Halle Partner gefunden und sich dort dauerhaft niedergelassen.

Eigenständige wissenschaftliche Lektüre und schematische Sprachübungen – das ging in Halle in den siebziger Jahren beides und führte zu einer beachtlichen Zahl von guten Französischlehrern und auch einigen, wenn auch wenigen, jungen Wissenschaftlern.

2 Nachwirkungen von Victor Klemperer (1881-1960) und Werner Krauss (1900-1976)

Sieht man von den Lehrern und Lehrerinnen im Hochschuldienst ab, die überwiegend Sprachunterricht erteilten, so war das Personal des Instituts für Romanistik deutlich in Anhänger von Victor Klemperer und Werner Krauss geteilt. Beide Wissenschaftler waren in der DDR hochgeschätzt, Klemperer hatte während der Zeit des Nationalsozialismus als Jude seine wissenschaftliche Tätigkeit aufgeben müssen und war ständig von Deportation bedroht, während er sein bekanntes Werk *Lingua Tertii Imperii* (LTI) schrieb. Krauss war als Mitglied der Roten Kapelle verhaftet und zum Tode verurteilt worden und er hatte, nachdem das Urteil nach der Fürsprache einflussreicher Wissenschaftler abgemildert worden war, in der Plötzenseer Todeszelle mit gefesselten Händen seinen skurrilen Schlüsselroman *PLN – Die Passionen der balykonischen Seele* geschrieben. Beide hatten sich für ein Leben in der DDR

entschieden, Krauss hatte 1947 seine Professur in Marburg aufgegeben und die Berufung zum Ordinarius für Romanische Philologie in Leipzig angenommen. Klemperer war von 1947 bis 1960 gleich an drei Universitäten tätig, der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und zuletzt an der Humboldt-Universität zu Berlin. Auf den ersten Blick bestand also kein Grund für ein Zerwürfnis zwischen den beiden Wissenschaftlern und ihren Schülern. Die Differenzen zu erklären, würde der Erörterung einer Vielzahl psychologischer, soziologischer und persönlichkeits-theoretischer Faktoren bedürfen; für die Hallenser Situation waren jedoch die Unterschiede in der Wissenschaftsauffassung und – wie man heute sagen würde – im Forschungsdesign ausschlaggebend. Klemperer betrieb eine narrativ ausgerichtete Literaturgeschichte, die durchaus auch für ein breites Publikum rezipierbar sein sollte, während bei Krauss die sozialgeschichtliche Fundierung literaturhistorischer Prozesse im Mittelpunkt stand und er sich auf die Forschungen zur Aufklärung konzentrierte, die er auch als Beitrag zur Selbstverständigung der Gegenwart verstand.

Nachdem Klemperer Halle verlassen hatte, waren einige Mitarbeiter zurückgeblieben, die sich weiter an ihm orientiert, ihre wissenschaftliche Entwicklung jedoch der Lehre untergeordnet hatten. Als Ulrich Ricken (1926–2011) nach seiner 1961 in Leipzig bei Krauss erfolgten Habilitation nach Halle berufen wurde, wurde die Hallenser Romanistik plötzlich von einem Krauss-Schüler geleitet, der sich zwar zur Sprachwissenschaft hingezogen fühlte, aber an der Wissenschaftsauffassung seines Lehrers festhielt. Ricken hatte auch für die Entwicklung des Personals gesorgt. Die Französisch-Intensivkurse hatten den Grund geliefert, Lehrkräfte, vor allem Muttersprachler, einzustellen, von denen einige danach feste Stellen erhielten und für die zahlenmäßig erweiterte Ausbildung von Französischlehrern genutzt wurden. Die Teilnehmer der Intensivkurse waren gut ausgewählte Absolventen verschiedener Fächer, die auf einen Einsatz im Ausland vorbereitet wurden und unter denen es auch wissenschaftlich Interessierte gab. Ricken stellte auch solche Personen als Mitarbeiter ein, obwohl sie nicht Romanistik studiert hatten, und lieferte damit natürlich einen weiteren Grund für Unmut unter der vorhandenen Mitarbeiterschaft. Auch die Literaturwissenschaft war in den Händen eines Krauss-Schülers (Rudolf Noack). Die Studierenden erlebten also Lehrveranstaltungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft, die forschungsbasiert waren, dabei aber in der Sprachwissenschaft stark auf den Schwerpunkt des Forschungskollektivs „Sprache und Gesellschaftsbild in Literatur und Ideologie“ und in der Literaturwissenschaft auf eine sozialgeschichtliche Literaturgeschichte bezogen waren. Für Studierende, die sich für wissenschaftliches Arbeiten interessierten, boten diese Lehrveranstaltungen trotzdem eine gute und umfassende Grundlage, die sich auch über die genannten Schwerpunkte hinaus anwenden ließ. Es verließ kein Absolvent, der Französisch studierte, die Universität, ohne die Grundlagen der Phonetik, Grammatik, Lexikologie und die Grundzüge der Literaturgeschichte aller Epochen behandelt zu haben.

Problematischer war die Trennung von Lehre und Forschung insofern, als die beiden Professoren kaum noch Lehrveranstaltungen abhielten. Ulrich Ricken konzentrierte sich auf seine Forschungen zur französischen und deutschen Aufklärung und zur Geschichte der Sprachwissenschaft, Rudolf Noack ging zu einem mehrjährigen Aufenthalt an das Kulturinstitut der DDR nach Paris. Die Ausbildung von Französischlehrern fand nicht mehr am Romanischen Seminar statt, das offiziell gar nicht mehr existierte, sondern am „Lehrbereich Französisch“, an dem Mitarbeiter arbeiteten, die ihr Bestes in der Lehre gaben, aber sich kaum mit Forschung beschäftigten. Es gab sogar Dissertationen, deren Verfasser sich rühmten, nie in einer Bibliothek gewesen zu sein. Die Diplomarbeiten der Studierenden behandelten meist landeskundliche Themen oder wurden in Pädagogik geschrieben. Nur wenige wagten sich an sprach- oder literaturwissenschaftliche Themen.

Natürlich wurden die Studierenden auch praktisch auf die Tätigkeit an der Schule vorbereitet. Ein Referendariat gab es in der DDR nicht, dafür aber ein großes Schulpraktikum, das von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Bereichs Methodik des Französischunterrichts betreut wurde. Mit der Einführung der fünfjährigen Lehrerausbildung wurde dieses Praktikum auf ein Jahr verlängert. Auch vor dem Praktikum fanden studienbegleitende schulpraktische Übungen statt, die vor allem auf das Anwenden von Methoden der Vermittlung des Französischen abzielten. Wenn man heute die Didaktik als theoretische Wissenschaft strikt von der Methodik trennt, die sich mit den praktischen Verfahren des Lehrens und Lernens befasst, so ging es damals tatsächlich vorrangig um das „Wie“ des Lehrens. Theoretische Aspekte wurden dabei jedoch keinesfalls ausgeklammert.

Es gab unter den Mitarbeitern einige, die abseits von geförderter Forschung oder akademischen Titeln und Ehren, die Studierenden trotzdem zum Nachdenken über Sprache oder Literatur angeregt. Zu ihnen gehörte unter anderem die Witwe Victor Klemperers, Hadwig Klemperer (1926–2010), die einen Lehrauftrag hatte und lektürebasiertere Seminare durchführte, in denen sie den Studierenden ästhetische und hermeneutische Aspekte der neueren französischen Literatur nahebrachte. Erwähnt sei auch Friedrich-Wilhelm Wolter (1923–1990), der sein Leben lang an einer Grammatik des gesprochenen Französisch arbeitete und sprachwissenschaftlich interessierte Studierende durch seine Lehrveranstaltungen und zahlreiche Gespräche nachhaltig prägte, wegen seines Perfektionismus aber nicht promoviert war und kaum etwas publizierte. Berücksichtigt waren die Abschlussprüfungen, die er und natürlich kein Professor durchführte, in denen die Studierenden in einem Abschnitt aus einem Kriminalroman von Georges Simenon auftretende sprachliche Mittel erklären mussten. Eigentlich ein gutes Mittel, um das Wissen der Studierenden anwendungsbezogen zu testen und das Hersagen von auswendig Gelerntem, das in den Staatsexamina später so häufig auftrat, zu vermeiden. Natürlich gab es aber auch dabei eine Kehrseite, da die Studierenden längst wussten, was gefragt wurde, und Bezüge zu sprachwissenschaftlichen Zusammenhängen nicht unbedingt hergestellt wurden.

Es hing also von den Studierenden selbst ab, inwieweit sie die vorhandenen Angebote für ihre eigene Entwicklung nutzten und Widersprüchliches dabei verarbeiteten.

3. Vom Lehrbereich Französisch zum Wissenschaftsbereich Romanistik

Die Euphorie, die Anfang der siebziger Jahre aufgrund der hohen Studierendenzahlen und der Möglichkeit von Neueinstellungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu spüren war, ging jedoch bald zu Ende. Die Entscheidungen treffenden Stellen merkten, dass doch nicht so viele Französischlehrer gebraucht würden und dass auch außerhalb der Schulen der Bedarf an Romanisten begrenzt war. Mitte der siebziger Jahre waren zum Beispiel noch Absolventen nach ihrem Studium in Schnellkursen zu Portugiesischlehrern ausgebildet worden, um an Hochschulen und Einrichtungen staatlicher Institutionen diese Sprache zu unterrichten. Die Möglichkeiten, ins Ausland zu gehen, um dort zu arbeiten, waren für eine beträchtliche Anzahl der Absolventen gegeben. Viele der Absolventen, die in den siebziger und achtziger Jahren die Universität als Französischlehrer verließen, konnten allerdings nicht oder nur wenig diese Sprache unterrichten und wurden an den Schulen im zweiten Fach oder fachfremd eingesetzt.

Ab der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurden die Studienplätze auf 30 reduziert. Die Lehrenden am Lehrbereich Französisch bemühten sich noch intensiver um jeden einzelnen Studierenden, besprachen Einzelprobleme der Studierenden in Dienstbesprechungen, führten intensive Gespräche und Konsultationen durch. Dennoch war nicht übersehbar, dass die Lehrkapazität den Lehrbedarf bei weitem überstieg. Nun wollte man aus der Not

eine Tugend machen und verkündete die Möglichkeit, die Forschung zu intensivieren und Kompetenzen in einer weiteren romanischen Sprache auszubauen, als Lösung des Problems. Die meisten vorhandenen Lehrenden hatten aber nie etwas anderes als französische Sprache, Landeskunde oder Literatur unterrichtet und hatten sich auch nicht mit etwas anderem befasst. Unter diesen Bedingungen wurde die zum Ziel erklärte „Wissenschaftsentwicklung“ wie ein Mantra vor sich hergetragen, es geschah jedoch lange Zeit nichts, um sie wirklich durchzusetzen. Da die meisten Mitarbeiter auf unbefristeten Stellen beschäftigt waren, bestand für sie auch keine unmittelbare Notwendigkeit, sich in neue Gebiete einzuarbeiten.

In diesem Zusammenhang verdient auch der Wissenschaftler Austausch mit dem Ausland, insbesondere mit Frankreich, Aufmerksamkeit. Ulrich Ricken hatte zahlreiche Kontakte zu französischen Wissenschaftlern, er hatte Verträge der Martin-Luther-Universität mit den Universitäten Lille III und Grenoble III erwirken können, die auch die Möglichkeit von Sommerkursen in Frankreich und Lektorentätigkeit von Hallenser Mitarbeitern an diesen Universitäten beinhalteten. Außerdem wurden in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre mehrere internationale Kolloquien unter reger Teilnahme französischer Wissenschaftler durchgeführt. Immer wieder kamen hochrangige Sprach- und Literaturwissenschaftler zu Kurzaufenthalten und Vorträgen nach Halle. Für diese Vorträge wurde natürlich ein Publikum gebraucht, wofür die Mitarbeiter und Doktoranden des Professors nicht ausreichend waren. Es wurden also kurzerhand Lehrveranstaltungen genutzt und die Gäste sprachen vor einem etwas größeren Publikum von Studierenden, ein Verfahren, das auch heute noch viel an Universitäten genutzt wird. Interessant ist dabei, dass solche Vorträge bei den Mitarbeitern und auch bei den Studierenden nicht sehr beliebt waren. Es war etwas anderes, was nicht in das Lehrprogramm passte, was man über sich ergehen lassen musste, ohne davon zu profitieren. Aus den Aufenthalten französischer Wissenschaftler hätte viel mehr Nutzen für die Studierenden gezogen werden können, wenn sie richtig dafür motiviert worden wären.

Die Trennung der Lehre von der Forschung war Anfang der achtziger Jahre weit fortgeschritten. Dazu trug natürlich auch die Reduktion der Curricula für die für den Lehrerberuf Studierenden bei, die im Wesentlichen nur das lernen sollten, was sie für die Schule brauchten. Die Professoren interessierten sich wenig für die Lehrerausbildung und zogen sich in Leitungsfunktionen auf höherer Ebene und danach in die Forschung zurück. Die Mitarbeiter hatten sich eingerichtet, unterrichteten so gut sie konnten und betrachteten die immer wieder erhobene Forderung nach mehr Forschung und Wissenschaftsentwicklung mit ironischer Skepsis. Solange es keinen Professor oder Dozenten mit der Promotion B (Habilitation) am Lehrbereich Französisch gab, konnte diese Struktureinheit auch nicht „Wissenschaftsbereich“ genannt werden.

1984 gab es eine B-Aspirantin (heute würde man Habilitationsstipendiatin sagen), die ihre Dissertation B (Habilitationsschrift) abschloss, Anfang des darauffolgenden Jahres zur Hochschuldozentin berufen wurde und auch gleich die Leitung des nun „Wissenschaftsbereich Romanistik“ genannten Instituts übernahm. Damit war eine Symmetrie zu den anderen Wissenschaftsbereichen an der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft hergestellt. Die Forderung, die „Wissenschaftsentwicklung“ zu fördern, wurde von offizieller Stelle nochmals deutlich bekräftigt und es wurden Gespräche mit jedem Mitarbeiter und jeder Mitarbeiterin geführt, in denen festgelegt werden sollte, was er oder sie dazu beitragen konnte. Verbindlich konnten diese Gespräche nicht sein, doch die Distanz zu den neuen Aufgaben schien sich etwas zu verringern. Tatsächlich wurden Dissertationen nach langer Zeit fertig und Mitarbeiter arbeiteten sich auch in andere Sprachen und Literaturen ein. Sprachkurse in Spanisch, Italienisch und Rumänisch hatte es immer gegeben, doch nun konnten einige Studierende, die aufgrund ihrer Leistungen dafür

ausgewählt wurden, auch zwei romanische Sprachen studieren. Das war möglich geworden, weil ein Italienischlektor, der aus persönlichen Gründen in die DDR gekommen war, und ein von der spanischen Botschaft finanzierter Lektor das Institut unterstützten. Beziehungen zu Portugal wurden in dieser Zeit ebenfalls aufgebaut. Der Umfang an Arbeit, den dieser Prozess der Entwicklung eines ausschließlich auf die Lehrerausbildung konzentrierten Lehrbereichs zu einem Wissenschaftsbereich Romanistik mit sich brachte, kann nur angedeutet werden. Das Wissenschaftssystem der DDR war sehr starr und wenn man etwas Neues einführen wollte, war das mit ungeheurem Aufwand verbunden, auch wenn es sogar prinzipiell unterstützt wurde.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erhielten die ersten ausgewählten Studierenden die Möglichkeit nach Frankreich zu fahren und dort ein Semester zu studieren. Die Beziehungen zur Universität Lille III hatten das ermöglicht. Die meisten Lehrenden konnten nach Frankreich fahren, sei es zu Sprachkursen oder zu Forschungsaufenthalten, einige sogar zu längeren Tätigkeiten als Deutschlektoren. Mit dem Aufbau hispanistischer und italianistischer Lehre und Forschung wurde auch das Reisen nach Spanien und Italien möglich. Insbesondere durch Vortragsreisen konnten auch zusätzliche Auslandsaufenthalte für in der Forschung Aktive finanziert werden.

Die Ausbildung von Französischlehrern war jedoch keineswegs hinter die neuen, umfassenderen romanistischen Aktivitäten zurückgetreten. Man bemühte sich nach wie vor intensiv um jede(n) einzelne(n) Studierende(n) und die Lehre ging von den Bedürfnissen der Studierenden aus, nicht primär von den Anliegen der Lehrenden. Eine Lehrveranstaltung vorzusehen, weil sie der Karriere eines Mitarbeiters nutzen könnte, war völlig außerhalb des Denkbaren. Es mussten vor allem Grundlagen vermittelt werden, auf die dann aufgebaut werden sollte. Das Vertiefende kam dabei etwas zu kurz, da der für die Lehrerstudenten vorgesehene Umfang an Lehrveranstaltungen nicht ausreichte.

Wissenschaftler aus Frankreich und zunehmend auch aus anderen Ländern, vor allem aus Spanien und Italien, kamen nach wie vor häufig nach Halle und teilweise fruchteten auch die Bemühungen, ihre Vorträge in Lehrveranstaltungen vorzubereiten und in diese einzubinden. Wie bereits seit den siebziger Jahren wurden umfangreiche Listen von Büchern an die französische Botschaft geschickt, die dann auch geliefert wurden. Aktuelle Forschungsliteratur aus Frankreich und auch neuere und ältere literarische Texte waren dadurch reichlich vorhanden. Die Lektüre von Tageszeitungen war ebenfalls möglich, die *Humanité* konnte von jedem gelesen werden und Mitarbeiter hatten auch Zugriff auf die Zeitung *Le Monde*.

Problematisch konnte es werden, wenn offiziell nicht gewünschte Literatur angeschafft und dann noch zur freien Verfügung gestellt wurde. Dieses Anliegen verfolgte eine Zeit lang ein etwas übereifriger Kulturattaché der französischen Botschaft. Es wurde versucht, ihm mit der von Werner Krauss überlieferten Maxime zu begegnen, dass Märtyrer nichts bewirken, sondern eher das Erreichen des Erreichbaren verhindern. Noch viel häufiger war jedoch Victor Klemperers Formulierung von der Sprache als Balancierstange in dieser Zeit und darüber hinaus nützlich und wirksam.

E-Mail-Adresse der Verfasserin: g.hassler@leibnizsozietat.de